



Das Glas- Experiment

Gläserne Brüder • Den Daten auf der Spur • Menschen mit Knochen aus Glas • Hochsensibilität: Der zerbrechliche Mensch • Mode, die nackt macht • Transparenzgesetz: Glasklare Politik? • Die Glasmacher aus Rattenberg • Wie Frauen die gläserne Decke sprengen • Die Salzburger Glasretter im Dauereinsatz • Was sich im Glascontainer verbirgt • Wie Fenster richtig sauber werden

Bild: Fotolia

Wie Glas uns zu Voyeuren macht

Plötzlich steht sie da: Eine Holzkiste mit der Aufschrift „fragile“. Das Symbol zeigt, dass sie vorsichtig transportiert werden muss, dass ihr Inhalt zerbrechlich, also „fragile“ ist. Der erste Gedanke: Es muss Glas sein – ein Weinglas, ein Spiegel, eine Vase vielleicht? Produkte aus Glas können vieles sein, sie sind allgegenwärtig. In der Architektur steht Glas als Synonym für modernes Bauen. Es trennt das Innen vom Außen, sorgt für Licht und schützt vor Wind und Wetter. Oft wird aber vergessen, dass der Weitblick auch Einblick gewährt. Bei vielen Menschen erzeugen Glas-

fronten am Arbeitsplatz das Gefühl, andauernd beobachtet zu werden. Sie beginnen sich zu schützen, Privatraum zu schaffen. Sie stellen Paravents auf, lassen Umzugskisten stehen oder stapeln Bücher vor den Glasfronten – meist gegen die Vorschriften.

von Elisabeth Gerstendorfer und Angelika Wienerroither

In einer Gesellschaft, die immer voyeuristischer wird, schauen wir zwar selbst gerne zu, gesehen werden wollen aber nur wenige. Für fünf Minuten Ruhm opfern sie freiwillig ihre Privatheit: Im Reality-TV

verfolgt der Zuseher, wie Männer Frauen tauschen, Bauern die große Liebe suchen und Teenager zu tief ins Glas schauen. Jene, die zusehen, lästern über die Selbstdarstellung und schalten doch nicht weg. Geht es aber um uns selbst, ist nichts wichtiger als die eigene Privatsphäre. Spricht uns ein Fremder auf der Straße an oder sieht gar beim Wohnzimmerfenster herein, kann so mancher gar nicht schnell genug den Blick abwenden oder die Vorhänge zuziehen. Der Voyeurismus macht auch vor der Kleidung nicht Halt: Wer modisch sein will, zeigt Haut in transparenten Kleidern, zumindest wenn es nach

einigen der großen Designer geht. Diese Transparenz stellt aber auch bloß, macht unsicher, schutzbedürftig. Kaum jemand will alles zeigen, aber jeder will wahrgenommen werden. Um einen Blick auf unser Innerstes zu werfen, braucht es gar keine durchsichtige Mode. Staaten können Menschen durchleuchten, private Daten einsehen, Absichten erfahren. Videokameras auf öffentlichen Plätzen, Bahnhöfen und in Geschäften verfolgen täglich unsere Schritte. Im Internet ist es der Drang nach dem „Gefällt mir“ auf Facebook, der bestimmt, wie viel tatsächlich privat bleibt. Ohne abschätzen zu kön-

nen, was mit den Daten in Zukunft passiert, geben die Nutzer sie aus der Hand – und werden immer mehr zu gläsernen Menschen. Dabei sollte es umgekehrt sein: Die Bürger sollten den Staat beobachten. Entscheidungen müssten nachvollziehbar, politische Macht durchschaubar sein – gläserner Staat, nicht gläserner Mensch. Der Mensch ist „fragile“, also schützenswert, etwas Besonderes. Wie unsere Kiste, in der wir einige Geschichten verpackt haben. Es geht um Zerbrechlichkeit, Stärke, Kunst, Mode und den gläsernen Menschen. Seien Sie gespannt, aber auch vorsichtig. Der Inhalt ist „fragile“.



KOMMENTAR

Ich habe etwas zu verbergen

Die Enthüllungen des NSA-Skandals sind beklemmend. Die US-Geheimdienstbehörde „National Security Agency“ (NSA) soll Facebook-Nachrichten, E-Mails und Suchanfragen auf der ganzen Welt analysiert haben. Die US-Regierung beruhigt jedoch: Fürchtet euch nicht, unbescholtene Bürger. Ihr habt ja nichts zu verbergen. Oder doch?

von Angelika Wienerroither

Der deutsche Innenminister Hans-Peter Friedrich lobt das Überwachungs-Programm der NSA. „PRISM“ soll viele Attentate in Deutschland verhindern, zahlreiche Menschenleben gerettet haben. Die NSA selbst spricht von 50 Anschlügen, die sie in 20 Ländern vereitelt hat. Das ist freilich eine beeindruckende Zahl – nur schwer nachzuweisen. Den Anschlag auf den Marathon in Boston hat „PRISM“ jedenfalls nicht verhindern können. Und das, obwohl die mutmaßlichen Attentäter zuvor im Internet nach Anleitungen zum Bau einer Bombe gesucht haben sollen. 19.000 Profile hat der US-Geheimdienst nach Auskunft von Facebook im zweiten Quartal 2012 überprüft. Die Begründung: Vermisste Kinder, einfache Kriminalfälle und mögliche Terroranschläge. Bei 19.000 Personen durchkämmte die NSA Einladungen zur nächsten Grillparty, Fotos vom Winterurlaub und „Gefällt mir“ zu einem neuen Beziehungsstatus auf Facebook, um einfache Kriminalfälle zu lösen. Die Angst vor dem Terror macht es möglich. Doch würden Terroristen ein Attentat wirklich über Facebook organisieren? Vermutlich nicht: Terroristen wollen geheim bleiben und sind deshalb höchstwahrscheinlich auf der Hut. Doch keine Angst: Wegen Fotos von der eigenen Geburtstagsfeier stürmt kein SWAT-Team in das Wohnzimmer. Dennoch ist es beängstigend, dass ein demokratischer Staat jedes Telefonat, jede Nachricht mithören und mitlesen kann – und will. Die Privatsphäre ist schützenswert und notwendig für das Wohlbefinden der Menschen. Deshalb ja, lieber Staat: Ich habe etwas zu verbergen.

Den Daten auf der Spur

Seit der Computerexperte Edward Snowden seinen Job aufgab und zum Whistleblower wurde, weiß die ganze Welt: der Geheimdienst National Security Agency (NSA) kann mithören, wenn er will. Der Mensch wird immer gläserner. Bleibt unser Recht auf Privatsphäre dabei auf der Strecke? Ein 24-stündiger Selbstversuch.

Montagsmorgen, 7 Uhr. Noch bevor ich den Kaffee aufsetze oder einen Wasserhahn aufdrehe, setzt sich die Routine durch. Ich öffne den E-Mail-Eingang und schaue, was es Neues gibt. Knapp eine halbe Stunde später scrolle ich die Applikation meiner Tageszeitung nach News des Tages durch. Meine ersten Datenspuren des Tages sind gelegt. Der Mailserver speichert Daten, Applikationen analysieren Nutzungsverhalten.

Datensammeln war einmal das Spezialgebiet von Edward Snowden. Nun habe er eine Entscheidung getroffen, sagt er, die sein Leben von Grund auf verändert habe. Der 29-jährige Computerexperte sitzt in seinem Hotelzimmer in Hongkong und spricht darüber, warum er der NSA den Rücken kehrte und wie er tagtäglich im Büro des Geheimdienstes seine Arbeit verrichtete. Er sei nur ein normaler Typ mit keinen speziellen Fähigkeiten, sagt Snowden, und doch hätte er bei Bedarf jeden beliebigen Menschen ausspionieren können. Wenn er gewollt hätte.

Snowden will der Moral zum Durchbruch verhelfen. Deshalb hat er der Öffentlichkeit Einblick in das Geheimprojekt „PRISM“ gewährt. Sein Vorwurf: Seit 2007 überwache die NSA Datenströme der Unternehmen Microsoft, Google, Facebook, Yahoo, PalTalk, YouTube, Skype, AOL und Apple. Als Rechtfertigung stellt die NSA den Schutz der Bürger vor Terrorangriffen in den Vordergrund. Befinden wir uns also in einem Kampf zwischen kollektiver Sicherheit und individueller Privatsphäre?

Keinesfalls, meint Social-Media-Experte Karim-Patrick Bannour. Eine Kontrolle des Internetverkehrs gehe

immer nur zu Lasten der Freiheit des Einzelnen – der Sicherheit nutze es wenig. „Jeder, der sich technisch ein bisschen auskennt, könnte Sicherheitsmaßnahmen leicht umgehen“, sagt er. Profis, die es darauf anlegen, könnten sich also weiter spurlos im Internet bewegen.

von Sabrina Glas

Mittlerweile ist es Mittag. Beim Einkauf im Supermarkt verhilft mir die Vorteilskarte zu einem guten Preis. Zwei Salatköpfe zum Preis von einem. Mindestens zwei Mal fahre ich an Kameras vorbei – der Bankomat zeichnet ein Porträt von mir während der Geldentnahme auf. Überall hinterlasse ich nicht nur Fußstapfen, sondern unbeabsichtigt auch digitale Fingerabdrücke. Zwischendurch: ein Skype-Anruf.

Was am Beispiel des Internettelefonie-Anbieters Skype mit den Daten passiert, erklärt Franz Vock, Spezialist für Cybersicherheit des E-Governments im Bundeskanzleramt Österreich: „Skype gehört mittlerweile zu Microsoft. Wenn der Anruf aufgebaut wird, stellt sich eine Verbindung zu dem Server von Microsoft her. Die Metadaten, also die Eigenschaften des Anrufs, wie die Dauer des Gesprächs und die Gesprächspartner, werden dabei auf dem Server gespeichert.“ Die Inhalte der Gespräche dürften jedoch nicht gespeichert werden, sagt Vock.

Mittlerweile ist es Abend. Acht Stun-

den, sechs Minuten und 17 Sekunden ist meine erschreckende Tagesbilanz. So lange war ich mit dem Internet verbunden, stapfte durch das World Wide Web, machte mich angreifbar. Auf welche Seite ich durch welchen Link gelangte, weiß ich jetzt nicht mehr. Doch eine vergisst nichts: Die NSA.

Schützen kann sich jeder Einzelne. Experte Bannour plädiert dafür, sensible Informationen nicht auf Servern von Internetgiganten wie Facebook und Google abzulegen. Diese verwenden, sagt er, überall auf der Welt verstreute Server, auf denen sie Daten der User speichern. Die logische Folge: Jedes Statusupdate über schlechte Laune am Morgen oder das fehlende Bier im Kühlschrank könnte auf einem Server im US-Bundesstaat Oregon abgelegt werden. Oder 100 Kilometer südlich des Polarkreises – im schwedischen Luleå.

Auch Eva Souhrada-Kirchmayer, geschäftsführendes Mitglied der österreichischen Datenschutzkommission

sagt: „Man darf nicht davon ausgehen, dass alle vertraulichen Dinge im Netz auch vertraulich bleiben.“ Sie empfiehlt, europäische Server zu verwenden und nicht den US-Anbietern das Spielfeld zu überlassen. Vock rät zu noch weniger Freizügigkeit: Sogenannte „Anonymisierungsserver“ wandelten die eigene IP-Adresse in eine neutrale um, damit nichts mehr protokolliert werden könne. Vor allem in Syrien und den nordafrikanischen Staaten sind laut Vock solche Server oft verwendet worden, um keine Spuren im Web zu hinterlassen.

Und vielleicht ist es in Anbetracht der Lage an der Zeit, seine eigenen Datenspuren zu verwischen.

► Audio-Interview: Datenschutz im Netz

Zwischendurch: Nachrichten, Telefonate, Applikationen

16:18 Uhr: Skype-Gespräch
Skype-Server speichert Metadaten

Dauer der Verbindung mit dem Internet:
8 h 6 min 47 s.

14:10 Uhr: Google Maps
Smartphone verknüpft GPS und E-Mail

Zwischendurch: Internetrecherchen
Google speichert die Daten

13:06 Uhr: Bankomat
Kamera zeichnet Foto bei Geldentnahme auf

15:20 Uhr: Per Fahrrad durch die Stadt
Kameras beobachten mich

9:16 Uhr: Telefonat
Mobilfunkanbieter speichert Vorratsdaten

14 Uhr: Supermarkt
Kundendatenspeicherung auf Vorteilskarte

7:25 Uhr: Tageszeitungs-App
Nutzungsverhalten wird analysiert

9:47 Uhr: SMS
Mobilfunkanbieter speichert Vorratsdaten

9 Uhr: Ankunft am Arbeitsplatz
Kameras im Foyer zeichnen auf

7 Uhr: E-Mails
Metadaten werden auf Mailserver gespeichert



Die QR-Codes verbinden die Printausgabe mit der Onlineplattform fragile2013.wordpress.com. Laden Sie eine QR-Scanner-App auf Ihr Handy, um direkt zu den Inhalten zu gelangen.

Transparenz in der Politik – glasklar schaut anders aus

Die Eigenschaft der Transparenz wird zwar in der Architektur geschätzt. Doch wie sieht es in der österreichischen Politik damit aus? Im April 2012 versuchte die Regierung, mit dem Transparenzpaket ein Zeichen zu setzen.

Mit dem Transparenzpaket legte die Regierung – laut eigener Aussage – den Grundstein in Richtung eines transparenten Staates. Dazu Hubert Sicking, Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Universität Wien mit Schwerpunkt Korruptionsforschung und Parteienfinanzierung: „Die Politik ist transparenter geworden, allerdings nicht freiwillig.“ Ein Bündel von Gesetzen solle mit Korruption und Machtmissbrauch auf-

räumen. Der Staat verstecke sich, sagt Sicking, gerne hinter dem Amtsgeheimnis. Die Reform des Amtsgeheimnisses dürfte demnach nicht vor der Sommerpause des Nationalrats zustande kommen – und damit auch nicht vor der Nationalratswahl im Herbst. Dabei ginge es auch anders: „Man könnte das Amtsgeheimnis in vieler Hinsicht eingeschränkter interpretieren, weil es in der Verfassung zugleich ein Auskunftspflichtgesetz

gibt.“ Die Verwaltung habe aufgrund dieses Gesetzes über ihre Tätigkeiten grundsätzlich Auskunft zu geben.

Sicking kritisiert die Gesetzeslage: „Für den Bereich der Transparenz in der Verwaltung sind die Transparenzgesetze ungeeignet, im Bereich der Parteienfinanzierung eher modern und in der Offenlegung der Nebeneinkünfte von Politikern eher schwach entwickelt.“

von Erwin Gartler

Da bleibe noch viel zu tun – wohl für die nächste Regierung. Sicking sieht Verbesserungsmöglichkeiten: „Wenn die Parteienfinanzierung überprüfbar wird, ist auch viel weniger Spielraum für Amtsmissbräuche vorhanden.“

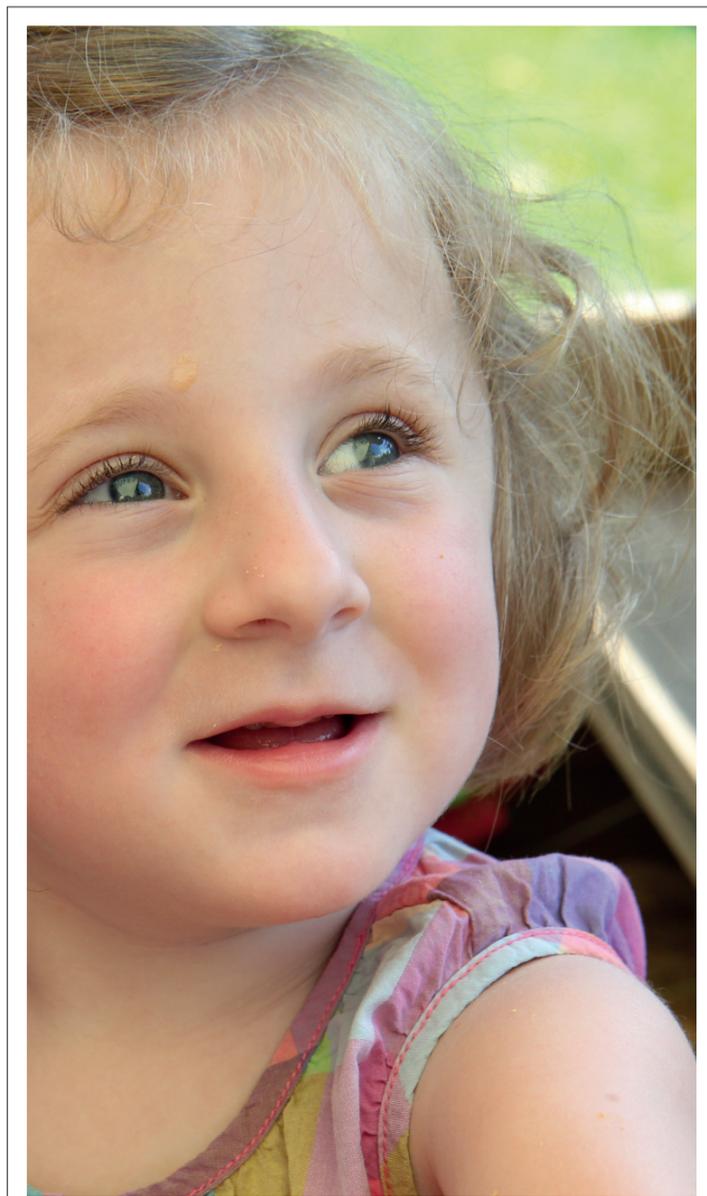


Hubert Sicking
ist Experte für Korruptionsforschung
Foto: Müller

Damit die Regierung sich daran „erinnert“, hat Sicking Anfang dieses Jahres die Initiative Transparenzgesetz.at mitbegründet. „Hauptziel ist, den Staat transparenter zu machen.“

Was wir wollen, ist der gläserne Staat und nicht der gläserne Bürger.“

► Mehr zu Parteienfinanzierung online



Emma ist vier Jahre alt, seit ihrer Geburt hat sie sich neunmal die Knochen gebrochen. Foto: Kaltenböck

Wenn gläserne Knochen brechen

Auf dem flauschigen rosa- und lilafarbenen Teppich in Emmas Kinderzimmer steht ein Dutzend Barbiepuppen zum Spielen bereit. Die Lieblingsbarbie heißt – wie sollte es anders sein – Emma, hat wallendes braunes Haar und trägt ein lila Abendkleid. „Eine königliche Hoheit zeigt Würde und Verantwortung, Spaß ist nicht wichtig“, sagt das aufgeweckte Mädchen in seinem rosaroten Sommerkleid. Das sei sein Lieblingspruch aus dem Barbiefilm „Die Prinzessin und der Popstar“.

von Birgit Kaltenböck

Eva Niederegger und Arnold Seeber – Emmas Eltern – haben im fünften Schwangerschaftsmonat erfahren, dass mit ihrem Baby wohl etwas nicht stimmt. Die erste Vermutung lautete Zwergwuchs, und es hieß, dass das Kind damit nicht lebensfähig sei. „Das war ein echter Schock“, sagt Niederegger. Nach einem Fruchtwassertest an der Uniklinik Innsbruck erfuhren die beiden kurz darauf die Diagnose Glasknochenkrankheit. Der Embryo hätte bereits mehrere Knochenbrüche erlitten. Damit schien auch das Schlimmste möglich – etwa dass das Baby tot auf die Welt kommt oder nur ein paar Stunden zu leben hat.

Die Glasknochenkrankheit, medizinisch Osteogenesis Imperfecta (OI) genannt, ist eine Stoffwechselerkrankung und wird großteils vererbt. Nicht so bei Emma, bei ihr handelt es sich um eine sogenannte Spontanmutation. Bei allen Betroffenen aber gilt: In den Knochen fehlt Kollagen. Sie brechen leicht und auf dem Röntgenbild sehen sie gläsern aus, deshalb auch der Name der Krankheit.

Eine Woche vor dem Geburtstermin

wurde Emma per Kaiserschnitt am 28. April 2009 geboren. „Wir haben mit allem gerechnet, eigentlich mit dem Schlimmsten. Für eine Nottaufe hatten wir ein Taufkleid, eine Kerze und ein Taufkettlerl mit dabei“, sagt Mama Eva. Zuhause standen weder Gitterbett noch Wickelkommode, der Kleiderschrank im Zimmer war leer.

Dann war sie da – ganz selbstverständlich. „Nach der Geburt hat sie gleich geschrien und wir wussten, sie hat den Willen zu leben“, erzählt die glückliche Mutter. Auf der Frühgeborenenstation waren keine intensivmedizinischen Maßnahmen notwendig. Das Ganzkörperrentgenbild bestätigte aber viele vorgeburtliche Frakturen sämtlicher Röhrenknochen. Die Folge: Verkrümmungen von Armen und Beinen.

Emma spielt jetzt ein Barbiespiel auf dem iPad. Im Kindergarten, den sie regelmäßig besucht, geht das gar nicht. Da macht Emma alles, was die anderen Kinder auch tun – toben und Ball spielen – in ihrem Rollstuhl, versteckt sich. Auch in der Wohnung gelangt sie ratzfatz von einem Ende zum anderen. Umdrehen, enge Wendungen und schnelle Stopps – kein Problem für Emma. Seit Kurzem steht ein gelber Rollator im Vorraum. Zum Gehen üben. Natürlich zeigt sie es vor. Nicht lange, denn dann wird's zu anstrengend. Der Rollator bietet ihr aber eine Sitzgelegenheit zum Ausrasten. Das ist gut. Am schnellsten bewegt sie sich – abgesehen vom Rollstuhl – auf dem Boden sitzend. Geschickt und flugs robbt sie auf dem Po über das geölte Holzparkett. Ab

und zu versteckt sie sich auch unter dem Bett, damit Mama und Papa sie suchen.

Neben den Barbies hat das Therapiegerät Galileo mit der dazugehörigen Sprossenwand Platz gefunden. Emma zieht sich mit beiden Händen an der Wand empor und lässt sich von der Vibrationsplatte eine halbe Minute lang zart durchschütteln, was ihre Muskeln stärken soll. Oft ist dazu Überredungskunst notwendig, heute geht das zur Vorführung ganz leicht vonstatten. Neben dem Galileo stehen einmal wöchentlich Physiotherapie und Kinesiologie auf dem Programm. Darüber hinaus alle drei Monate Infusionstherapie in der Uniklinik Innsbruck. Mehr als zwei Stunden lang werden Emma hier Bisphosphonate verabreicht, welche ihre Knochenstruktur stärken sollen.

Emma hatte seit ihrer Geburt neun Knochenbrüche. Das letzte Mal, im März 2013, ist sie von der Bank im Vorzimmer gerutscht – und schon war es passiert. Ein bunter Gips mit allerlei Zeichnungen folgte den Schmerzen am Oberarm. „Emma vergisst das bald wieder. Sie ist eine Kämpferin“, sagt Niederegger. Dreimal wurde das Mädchen bereits operiert. Die Ärzte setzten Nägel in die Ober- und Unterschenkelknochen ein, um sie stabiler zu machen. Heute werden sogenannte Fassier-Duval-Nägel aus Kanada verwendet, die mit dem Knochen mitwachsen. Die Narben täten der Kleinen nicht weh, sagt sie, nur „manchmal beißt's“. Die Familie genießt jeden guten Tag. „Wir leben nicht mehr mit der Angst vor dem nächsten Bruch, so können wir Emma ein ganz normales Leben ermöglichen.“

► Online: Bildergalerie Emma



Wenn das Innere zerbricht

Hochsensible Menschen erfahren die Welt intensiver. Grelles Licht ertragen sie nicht, leise Geräusche lassen sie aufschrecken. Die Geschichte einer Frau, für die der Alltag zur Last wurde.

von Nermin Ismail

Wenn Anja spricht, liegt der Kochlöffel auf der Arbeitsplatte. Beim Kochen muss sie sich konzentrieren. Anja ist hochsensibel. Starker Lichtschein stört sie, auch Lärm und Trubel verträgt sie nicht. Anja und ihr Mann Paul (Namen von der Redaktion geändert) sitzen am Tisch und essen zu Mittag. „Sie hat einen guten Geschmackssinn und kann gut kochen, ohne alles vorher kosten zu müssen“, sagt Paul. Sie lachen, er legt seinen Arm auf ihre Schulter. „Ihr fallen viele Sachen auf, die mir nie auffallen würden.“

Eine neurologische Besonderheit

Hochsensibilität ist eine Art, das Leben wahrzunehmen. Die meisten Menschen filtern aus ihrer Wahrnehmung einen Teil der Informationen heraus und machen sich ein Bild. Hochsensible Menschen jedoch reagieren auch auf Details und sind rascher als andere überlastet. Sie brauchen Pausen zum Nachdenken und Einordnen ihrer Erfahrungen. Früher als andere stoßen Hochsensible an ihre Grenzen, wenn es zu laut oder negative Stimmung im Raum ist. Das kann sogar schmerzen. Diese Sensibilität ist eine neurologische Besonderheit, die laut empirischen Untersuchungen 15 bis 20 Prozent der Menschen betrifft. Anja erinnert sich an die „alte Anja“

zurück: Sie war mehr als 20 Jahre lang eine Deutsch- und Sportlehrerin in der Steiermark, die versuchte, alles zu schaffen, selbstständig ihr Leben zu regeln. „Vom Lebensgefühl her war ich die Sportlerin, die alles aushält. Im Nachhinein weiß ich, dass es mich erschöpft hat.“ Der Rücken begann zu schmerzen, sie erlitt einen Bandscheibenvorfall. Anfangs nahm Anja ihre gesundheitlichen Probleme nicht ernst oder wollte sie nicht ernst nehmen. Zu dieser Zeit hat sie Paul kennengelernt und ihr zweites Studium als Volksschullehrerin abgeschlossen. An diesem Punkt ihrer Erzählung hält sie inne. Der Musiker Paul hat Verständnis. Für ihn ist selbstverständlich, dass Anja nicht bei jedem Auftritt dabei ist oder währenddessen den Raum verlässt. „Wir müssen Kompromisse eingehen“, meint Anja.

Bis sie sich mit ihren Beschwerden auseinandersetzt, vergehen drei Jahre. Kurz nach der Hochzeit war ihr rechter Arm völlig gelähmt. Bis dahin hatte sie keine Schmerzen oder sie hatte sie nicht zugelassen. Zwar hatte sie sich oft in ihrer Haut unwohl gefühlt, dies aber nicht einordnen können. Eine Narbe auf ihrem Nacken erinnert sie an die damals notwendige Operation an ihrer Halswirbelsäule. „Ich musste zur Kenntnis nehmen, dass ich verletzlich bin, dass ich mit meinem Willen nicht alles machen kann.“

Eines Tages meinte ihr Arzt, sie reagiere hypersensibel. Für Anja der Anlass, sich zum ersten Mal mit dem Thema Hochsensibilität zu beschäftigen. Heute sagt sie:

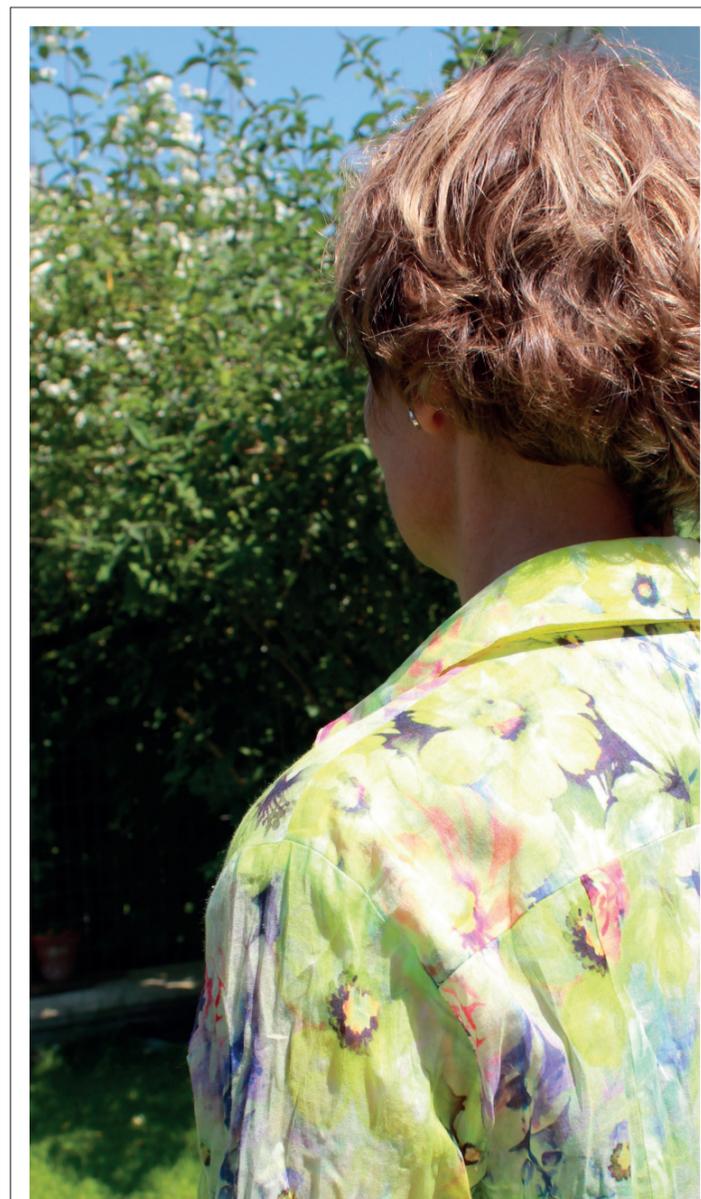
„Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich habe mich wiedergefunden.“ Noch erschütternder war die Nachricht, mit 47 Jahren in Frühpension gehen zu müssen. Bis heute fällt es ihr schwer, das zu akzeptieren. Zu lange hat sie sich als einen Menschen gesehen, der etwas leisten muss, um ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft zu sein. Berichte über Frühpensionisten, die sich der Staat nicht mehr leisten könne, kränkten sie. Für Anja war es schwierig, plötzlich als Last wahrgenommen zu werden.

Anja kann nicht vergessen

Erfahrungen, auch negative, bleiben bei ihr deutlich stärker haften als bei anderen. „Ein einziges Nachhallen“, so beschreibt sie es. Ganz detailliert kann sie sich an den Ausdruck, den Tonfall, die Körperhaltung ihres Gegenübers erinnern. Diese innerlichen Prozesse sind nicht bei jeder hochsensiblen Person gleich, jede ist auf ihre Art empfindsam.

Heute ist ihr die „alte Anja“ fremd. Damals wollte sie dazugehören. Sie wollte mithalten, Leistung erbringen und im Wettbewerb standhalten. Erst seit sie ihre Hochsensibilität erkannt hat, setzt sie sich andere Maßstäbe. Sie orientiert sich weniger an anderen und versucht mehr auf sich selbst zu hören. Als zerbrechlich empfindet sie sich nicht, auch wenn sie sagt, in der Vergangenheit sei einiges in ihr zerbrochen. „Ich kann meine Stärke gut spüren. Ein Teil von mir ist dankbar für diese Erkrankung, weil ich es sonst nicht kapiert hätte.“

► Online: Hochsensibel für einen Tag



Anja ist hochsensibel, Lärm verursacht ihr Schmerzen. Foto: Ismail



Die findigen Glasma

Die Tiroler Glasbläser stellen neben Traditionell

Mit kurzer Hose und T-Shirt bekleidet steht Robert Muran auf einem Podest. Das Thermometer in der Glasbläser-Werkstatt der Firma Kisslinger in Rattenberg zeigt 41 Grad an – am Nachmittag sollen es sogar 46 werden. Bei 1200 Grad schmilzt im Ofen das Rohglas. Der Glasmacher gibt einen großen Tropfen des zähflüssigen Glases auf ein langes dünnes Blasrohr. Nun muss es schnell gehen. Einmal nach oben, dann wieder nach unten – er dreht und wendet das Rohr. Ein kurzer Atemstoß durch das Rohr und der Tropfen füllt sich, wird aufgeblasen. „Es schaut aus wie ein Luftballon“, meint ein Besucher zu seiner Frau. Mithilfe von Holzschaukeln wird das Werkstück in Form gehalten. Dazwischen bläst Muran immer wieder schnell hinein. Eine Eule wird erkennbar. Mit einem Holzstift drückt er noch Augen hinein,

dann kommt das Stück in den Kühlöfen – bei 500 Grad. Täglich stellt er 80 bis 90 Tierfiguren her.

von Verena Hofer und Andreas Hiebl

Es ist acht Uhr morgens. Grell scheinen die ersten Sonnenstrahlen in die Südtiroler Straße der Stadt Rattenberg. Autos wurden aus dem Zentrum verbannt, Parkmöglichkeiten gibt es nur außerhalb der Stadt. In den Läden der dicht aneinandergereihten, denkmalgeschützten Bürgerhäuser herrscht rege Betriebsamkeit. „Glaswaren“, „Glasbläserei“, „Alles aus Glas“, „Glaskunst“ oder einfach nur „Glas“ steht über den Geschäftslokalen. In beinahe jedem Haus in dieser Straße werden Glasprodukte zum Verkauf angeboten. Regale mit Glas in jeder Größe und Farbe säumen den Zugang zur

mittelalterlichen Stadt. Rattenberg ist Österreichs Glasstadt schlechthin.

Ausreichend Wasser

Mit der Hand wischt sich Muran den Schweiß von der Stirn. Der 39-jährige arbeitet seit 16 Jahren in Rattenberg. Kennengelernt hat der Absolvent einer slowakischen Glasfachschule die Tiroler Stadt während eines Praktikums. Es habe ihm damals hier so gut gefallen, dass er und seine Frau 1997 ihren Lebensmittelpunkt kurzerhand aus der Slowakei hierher verlegt hätten, erzählt Muran. „Wir leben mit unseren zwei Töchtern hier in Rattenberg und es gefällt uns sehr gut. Die Mädels sind schon richtige Tirolerinnen. Auch meine Arbeit macht mir viel Spaß“, sagt der diplomierte Glasbläser. „Wenn es nur nicht

immer so heiß wäre beim Ofen“, fügt er seufzend hinzu und nimmt einen kräftigen Schluck Mineralwasser. Gezählte sechs Gläser Wasser hat Muran an den verschiedenen Arbeitsplätzen in der Werkstatt stehen. Mit Geschick und Fingerfertigkeit modelliert er kunstvolle Flaschen und Vasen genauso wie Eulen, Katzen oder Blumen in allen Farben und Formen. Auf die Frage, was ihn an der Arbeit mit Glas so reizt, antwortet er pragmatisch: „Es ist einfach schön, den Besuchern vorzuführen, was ich kann, wie ich mit Glas umgehe.“

Seit 400 Jahren wird in Rattenberg, mit 400 Einwohnern die kleinste Stadt Österreichs, Glas hergestellt und verarbeitet. Wichtigster Bestandteil von Glas ist die beim Verbrennen von Holz anfallende Pottasche. Die großen Waldgebiete im Bezirk Kufstein als Rohstofflager sowie die Lage Rattenbergs

Geldbörsen in Altglascontainern

26 Kilogramm Altglas hat jeder Österreicher im vergangenen Jahr gesammelt. Doch bis aus einer alten Flasche ein neues Marmeladenglas entstehen kann, ist es ein weiter Weg.

Die Luft ist stickig und es stinkt. Ein drei Meter langer Abschnitt eines Förderbands läuft durch den kleinen Raum. Darauf werden täglich rund 400 Tonnen Altglas transportiert. Arbeiter in einem blauen Overall stehen dabei und sortieren mit schnellen Handgriffen Stöpsel, Deckel und andere Fremdkörper aus. „Bei uns findet man alles. Angefangen von gestohlenen Geldbörsen und Handtaschen bis hin zu Drogenbesteck und toten Tieren werfen die Leute alles in die Glascontainer“, sagt Martina Landmann. Sie arbeitet im Vetropack-Werk Kremsmünster, Oberösterreich, und ist für die Scherbenaufbereitung und das Gemenge zuständig.

Zwei Unternehmen in Österreich recyceln Glasverpackungen: Die Firma Vetropack mit den beiden Werken Kremsmünster und Pöchlarn, Niederösterreich, und Stölzle Oberglas in

Köflach, Steiermark. Während täglich zwischen 300 und 500 Tonnen Altglas im Glaswerk Kremsmünster eintreffen, werden gleichzeitig jeden Tag bis zu 630 Tonnen neue Glasverpackungen produziert. Zum Vergleich: Für den Transport von 500 Tonnen Altglas braucht man 25 Lastwagen mit Anhänger.

von Sabrina Kainrad

Das Altglas wird getrennt nach Bunt- und Weißglas aufbereitet. Nach einer ersten händischen Sortierung durchlaufen die Scherben eine Reihe von technischen Stationen, bei denen etwa Keramik, Stein, Porzellan und Metallteile aussortiert werden. „Wir brauchen die Glasscherben so sauber wie möglich“, so Landmann. Etiketten seien kein Problem, diese würden beim Schmelzen verbrennen. Beson-

ders problematisch seien aber etwa Keramiktassen. „Ein abgebrochener Henkel kann bei der Sortierung durchrutschen. In einem Glasprodukt erzeugt Keramik starke Spannung und es kommt leicht zum Bruch.“ Etwa sieben bis acht Prozent der gelieferten Menge werden als Abfall aussortiert.

Deutliche Unterschiede gebe es zwischen Stadt und Land, die Sammlungen vom Land seien viel besser, sagt Landmann. In die Altglascontainer gehörten nur Verpackungsgläser, aber kein Fenster- oder Spiegelglas oder Geschirr, da diese eine andere chemische Zusammensetzung hätten. Landmann fügt hinzu: „Das Glas sollte nicht unnötig zerschlagen werden, da mit kleinen Scherben die Sortierung schwieriger wird.“

Je nach Qualität des Altglases können bei der Produktion von neuem Grünglas bis zu 90 Prozent Altglas,



Arbeiter entfernen händisch Fremdkörper aus dem Altglas.
Foto: Vetropack

bei Weißglas bis zu 50 Prozent und bei Braunglas bis zu 60 Prozent verwendet werden.

Wenn das Altglas sortiert worden ist, kann mit der Neuproduktion begonnen werden. Die wichtigsten Rohstoffe von Glas sind Quarzsand, Kalk und Soda. Das Gemenge wird durchmischt, angefeuchtet, dazu kommen die Scherben vom Altglas. Bei mehr als 1.500 Grad Celsius findet der Schmelzprozess statt. Bei dieser Temperatur schmelzen die Rohstoffe,

Altglas hingegen schmilzt bereits bei 800 Grad. Daher können durch Recyceln nicht nur Rohstoffe, sondern auch Energie gespart werden. Potenzial für mehr Nachhaltigkeit ist vorhanden, da im vergangenen Jahr 43.000 Tonnen Glasverpackungen im Restmüll gelandet sind.

► Audio-Slideshow:
Altglas-Recycling





Foto: Hofer

...cher von Rattenberg

...em auch Weltcup-Pokale, Urnen und Penisgläser her.

am schiffbaren Inn begünstigten einst Herstellung und Handel. Glas sicherte so den Bewohnern der Stadt seit dem 17. Jahrhundert Arbeit und Wohlstand. Es entstanden Betriebe, in denen die Kompetenz um die Glasherstellung immer weiterentwickelt wurde. Glas aus Rattenberg war bald in ganz Europa und bis Amerika bekannt.

Elfte Generation

Bereits in elfter Generation führt die Familie Kisslinger den größten Glasherstellungsbetrieb Rattenbergs. Auf 2000 Quadratmetern Ausstellungsfläche präsentieren sie die unterschiedlichsten Glasprodukte. In Führungen durch den Betrieb samt Schaublaselei können Besucher Einblicke in das Glasmachen gewinnen. Dazu zählen neben den Arbeiten am Schmelzofen auch

das Gravieren, Schleifen und Bemalen von Objekten. An sieben Tagen in der Woche finden acht bis zehn dieser Führungen statt. Der Großteil der Besucher sind Franzosen, die in Bussen anreisen. Derzeit sind 48 Mitarbeiter im Unternehmen beschäftigt. Neben zwei Glasbläsern sind das Verkäuferinnen, Graveure und Mitarbeiter der Verwaltung. Die beiden Glasbläser sind übrigens die Einzigen, die auch in der Kleinstadt wohnen.

Notwendige Veränderungen haben vor der Firma Kisslinger nicht halt gemacht. Heutzutage wird ein Teil der Gläser zugekauft und anschließend veredelt. Das Kaufverhalten der Kunden habe sich grundsätzlich verändert, meint Marketingleiterin Herta Lampacher. Waren in früheren Jahren zum Beispiel Sekt- oder Weingläser ein exklusives Geschenk gewesen, so würden

diese heute zum Billigpreis bei jedem Discounter angeboten. „Wir können nicht zum Preis von industriell hergestellten Gläsern produzieren“, sagt Lampacher, die seit 31 Jahren im Betrieb tätig ist. „Ein mundgeblasenes Glas kostet rund 50 Euro.“ Die Wirtschaftskrise macht dem Unternehmen zu schaffen. „Noch vor zwanzig Jahren schickten wir täglich mehr als 80 Kisten pro Tag nach Amerika, das hat sich praktisch ganz aufgehört“, erklärt sie. Der schwache Dollar sei das Problem. Daher wird seit 15 Jahren vermehrt auf Schmuck und Glaskunst gesetzt.

Kurioses Penisglas

Der Ruf des Familienunternehmens reicht weit über die Grenzen Österreichs hinaus. Mitte des 20. Jahrhunderts wurde für Nor-

wegens König Olav ein Bowle-Set produziert, heute werden die Siegerpokale für den Biathlon-Weltcup gefertigt. Auf Wunsch werden Sonderanfertigungen durchgeführt – kuriose Bestellungen inklusive. Besonders in Erinnerung blieb Lampacher der Auftrag für ein Penisglas: „Das Glas ist mit einem Geschirrtuch verdeckt worden, weil sich die Mädchen im Verkauf so geschämt haben.“ Aber auch Urnen aus Glas wurden schon hergestellt. Lampacher erzählt amüsiert: „Einmal hat ein Kunde für sich selbst eine Glasurne bestellt. Unsere Verkäuferin hat ihn dann gefragt, bis wann die Urne fertig sein müsse.“

► Audio-Slideshow: Glasstadt Rattenberg



► Audio-Slideshow: Salzburger Glasretter

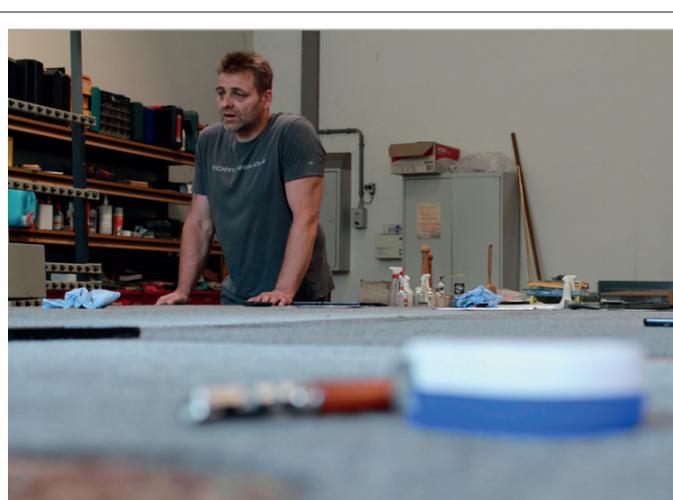
24 Stunden in einer Welt aus Glas

Kein Urlaub, kein Alkohol, viel Leidenschaft: Robert Birsak betreibt seit 2004 einen Glasnotdienst. Ein Job, der viele Entbehrungen mit sich bringt.

Eine alte Fahrzeug-Halle, ein ratternder Kassettenspieler und jede Menge Glas. Tiefgrün eingefärbt oder milchig getrübt lehnen die Fensterscheiben in der 15 Meter hohen Halle an den Wänden. Und in der Mitte dieses gläsernen Reichs, das sich in einer Seitengasse Salzburgs versteckt, steht der Herrscher: Robert Birsak – ein Koloss mit kräftigen Armen, dunklen Augenringen und einem grauen, engen T-Shirt, das zur Gesichtsfarbe des 45-jährigen Salzburgers passt.

von Roman Stelzl

Birsak betreibt das Geschäft, seit er sich 2004 selbstständig gemacht und nach 21 Jahren Angestelltendasein entschlossen hat, die „Grenzen der Arbeit zu sprengen“. Geworden ist daraus ein Zwei-Mann-Betrieb, den Birsak mit Schwager Andreas Miletic betreibt. Als besonderes Zuckerl bietet die Firma einen Glasnotdienst für 24 Stunden am



Robert Birsak ist 24 Stunden am Tag für seine Kunden erreichbar. Foto: Stelzl

Tag an – sieben Tage die Woche.

Und so fährt sich Birsak neben den Fensterscheiben mit seiner Hand über das Gesicht und durch das kurzstoppelige blonde Haar, ehe er vom Traum der Selbstständigkeit erzählt. Und von den Entbehrungen, die eine ständige Erreichbarkeit mit sich bringt. „Ich bin das letzte Mal vor neun Jahren auf Urlaub gefahren. Offiziell haben wir ja zwei Wochen Betriebsurlaub im Dezember und Jänner – aber wenn du nicht wegfährst, lässt dich die Arbeit nie los.“

Seine Kunden verlangen ihm viel ab, die Freizeitgestaltung liegt fast vollständig brach. Früher war Birsak, Vater eines siebenjährigen Sohns, gerne mit dem Rad unterwegs. Heute geht sich nicht einmal mehr ein Gläschen Wein aus. Birsak: „Wann soll ich denn schon was trinken? Ich bin ja quasi ständig im Dienst.“

Da heißt es dann auch einmal Sonntagnacht um drei Uhr aufstehen, wenn

das Smartphone auf dem Nachtkästchen neben dem Doppelbett läutet, das er seit acht Jahren mit Ehefrau Maria teilt. Bei den meisten Aufträgen handelt es sich um Glasschäden in den umliegenden Cafés, deren Besitzer Birsaks Nummer bereits als Kurzwahl gespeichert haben. Dann wird vor Ort kurz Maß genommen, alles im Lager zugeschnitten und nach etwa vier Stunden kuschelt sich der rund um die Uhr verfügbare Birsak wieder in seine Bettwäsche. „Tja, das ist halt so. Aber wenigstens gibts in der Nacht den Überstundenzuschlag“, sagt er.

Die Lust an der Arbeit ist Birsak trotz der Anstrengungen nicht vergangen. Für seine Kunden bringt er jene Leidenschaft und Zeit mit, die den Konzernen, die sich fast ausschließlich auf Großprojekte konzentrieren, fehlt. Und bei all der Liebe für das Glas kostet ihn auch der Satz „Selbstständig? Das heißt: Selbst tun – und das ständig“ nur mehr ein Schmunzeln.



„Die Männer haben mich schief angeschaut“

Die Salzburger Stadträtin Claudia Schmidt (ÖVP) über die gläserne Decke und Frauen in Führungspositionen.

Ihr Arbeitsplatz lässt auf einen originellen Geschmack schließen: lilafarbene Wände, ein golden gerahmter Spiegel und auf dem Schreibtisch eine große weiße Orchidee mit pinker Schleife. Seit September 2009 steht Claudia Schmidt an der Spitze der Abteilung für Bauwesen der Stadt Salzburg. In dieser Männerdomäne verschafft sie sich Gehör und Respekt.

von Miriam Rieder
und Sandra Döttlinger

Ist die gläserne Decke für Sie ein ernst zu nehmendes Phänomen oder eine bequeme Ausrede der Frauen?

Sowohl als auch! Es wird Frauen sicher nicht leicht gemacht. Sie nehmen sich oft aber selbst zurück und drängen sich nicht in der Form auf, wie es Männer tun. Männer gehen direkter auf die Sachen zu. Frauen bleiben öfter im Hintergrund. So bedauere ich es sehr, dass sich Frau Landtagsabgeordnete Brigitta Pallauf (ÖVP) mit dem Posten der Landtagspräsidentin begnügt und nicht vehementer um einen Platz in der Landesregierung gekämpft hat.

Wie begegnet man Ihnen als Frau in Ihrer täglichen Arbeit? Sind Sie selbst gegen die gläserne Decke gestoßen?

Am Anfang meines Amtes haben mich die männlichen Kollegen schon etwas schief angeschaut. In einer der ersten Sitzungen als Stadträtin und einzige Frau in der Runde bin ich eine Stunde lang überhaupt nicht zu Wort gekommen. Aber ich bin eine, die sich nicht abschrecken lässt: Ich bin in jeden Kanal selbst hinuntergestiegen und habe alle Büros besucht. Schließlich umfasst mein Ressort 600 MitarbeiterInnen.

Arbeiten Sie lieber mit Männern oder mit Frauen?

Das macht für mich keinen Unterschied. Während meiner früheren Arbeit im Sozialbereich habe ich mehr mit Frauen zu tun gehabt. Heute arbeite ich vorwiegend mit Männern zusammen. Das liegt natürlich auch daran, dass ich für das Bauwesen zuständig bin.

Wurden Sie schon von männlichen Mitstreitern ausgebootet?

Das kann ich so nicht sagen. Natürlich ist der politische Konkurrenzkampf groß, aber ich kann mich gut behaupten. Ich sage meine Meinung und gebe klar zu verstehen, wenn mir etwas nicht passt.

Haben Sie schon mal eine Konkurrentin ausgestochen?

Bewusst sicher nicht. Mitbewerber gibt es immer. In der Politik noch mehr als in anderen Bereichen.

Wie gut können Sie sich neben Bürgermeister Heinz Schaden (SPÖ) behaupten?

Das funktioniert recht gut. Wenn er spinnst, dann spinn ich halt auch. Wir kommen aber grundsätzlich gut miteinander zurecht und arbeiten fachlich gut zusammen.

Würden Sie sagen, die ÖVP ist eine Macho-Partei?

(Holt tief Luft.) So würde ich das nicht sagen. Der Begriff Macho hat für mich einen negativen Beigeschmack. Tatsächlich ist die ÖVP eine eher männlich dominierte Partei.

Als ich mich entschieden hatte, in die Politik zu gehen, hat man mich gefragt, warum es denn ausgerechnet die „schwarze Männerpartei“ — gemeint war natürlich die ÖVP — sein müsse. Ich habe damals nicht verstanden, was damit gemeint war. Nach meiner ersten ÖVP-Versammlung ist es mir klar geworden: Da waren sehr viele Männer in schwarzen Anzügen.



Claudia Schmidt vertritt klare Ansichten: Gendern ja – Frauenquote nein. Sie wünscht sich mehr weibliches Durchsetzungsvermögen. Foto: Döttlinger

Sind Sie eine Befürworterin der Frauenquote?

Nein, das bin ich nicht. Der oder die Bessere soll sich durchsetzen. Ich verstehe nicht, wieso eine Frau eine Position zugesprochen bekommen soll, nur weil sie eine Frau ist, obwohl der männliche Mitbewerber eigentlich besser qualifiziert wäre oder umgekehrt.

Was halten Sie vom „Gendern“?

Das finde ich gut. Es mag manchem umständlich sein. Ich mach es und habe auch keine Probleme mit dem Binnen-i (Beispiel: ArbeiterInnen; Anm. d. R.). Was ich nicht verstehe: Die Grünen „gendern“ ja sonst alles, nennen sich dann aber Bürgerliste.

Haben es junge Frauen heute leichter?

Ich würde sagen: Ja. Zumindest sind sie heute besser qualifiziert. Das allein ist aus meiner Sicht aber

INFO

Wofür steht der Begriff „gläserne Decke“?

Der Begriff (engl. glass ceiling) stammt aus den USA der 1980er Jahre. Er beschreibt das Phänomen, nach welchem hochqualifizierte Frauen im mittleren Management hängen bleiben und es nicht in die Führungsetage schaffen.

Als Gründe für die Barriere führen mehrere Studien die stärkere

Förderung männlicher Mitarbeiter in Unternehmen, den Ausschluss von Frauen aus beruflichen Netzwerken, das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und oft fehlende Einrichtungen zur Kleinkindbetreuung an. In Österreich sind von 214 Vorstandsposten nur sieben weiblich besetzt.

nicht ausschlaggebend. Als zumindest gleich wichtig erachte ich die Fähigkeit zu kommunizieren und auf Menschen einzugehen.

Hatten Sie weibliche Vorbilder?

Nicht direkt, aber Frauen, die ihren eigenen Weg gegangen sind, haben mich schon immer beeindruckt.

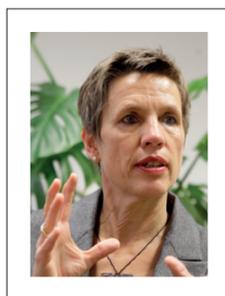
Müssen sich Frauen besser vermarkten?

Auf jeden Fall. Außerdem sollten Frauen lernen, die Dinge weniger persönlich zu nehmen. Was meinen Sie, was man über mich schon alles gesagt hat? In solchen Fällen muss man über den Dingen stehen, ohne sie ständig zu hinterfragen.



► Infografik zur gläsernen Decke

Wie stehen Salzburger Führungsfrauen zur gläsernen Decke?



Romana Rotschopf – Leiterin der Stabsstelle für Chancengleichheit, Land Salzburg

Die gläserne Decke wirkt! Die Barriere richtet sich allerdings nicht nur gegen das Geschlecht, sondern auch gegen Schwule und Lesben, Personen mit Beeinträchtigungen und Personen mit Migrationshintergrund.



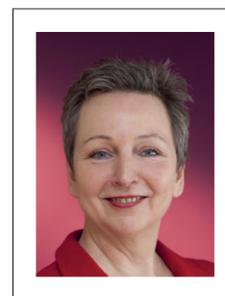
Stephanie Posch – Frauenreferentin der AK Salzburg

Obwohl Frauen beim Bildungsniveau massiv aufgeholt haben, sind auch 2013 in Salzburgs Unternehmen kaum Frauen in Führungspositionen zu finden. Das AK Frauenreferat hat die 20 größten privatwirtschaftlich geführten Unternehmen im Bundesland Salzburg untersucht. Dabei liegt der Anteil der weiblichen Vorstände 2013 bei mageren 7,4 Prozent, der Anteil an weiblichen Geschäftsführerinnen beträgt 5,5 Prozent. Die gläserne Decke ist daher nach wie vor sehr dick und zum Teil aus Beton!



Karin Exner-Wöhler – Finanzchefin Salzburg Aluminium AG SAG

Zum Thema gläserne Decke: Es wäre vermessen zu sagen, dass es gar nicht mehr gibt. Sie ist aber sehr brüchig geworden, weil viele männliche Entscheidungsträger erkannt haben, dass sie mit gemischten Teams ihren eigenen Erfolg noch besser erreichen können. Dazu kommt, dass sich die Infrastruktur zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie zumindest im städtischen Bereich deutlich verbessert hat.



Ursula Spannberger – Architektin

Seit meiner Studienzeit engagiere ich mich für frauenpolitische Anliegen. Da mir die Opferrolle aber zu langweilig und zu deprimierend ist und ich Männer liebe, sie bereichernd, anziehend und aufregend finde, liegt's mir mehr, die gläserne Decke entweder zu ignorieren, sie lachend zu umgehen, es noch einmal zu versuchen, Schlupflöcher ausfindig zu machen, Allianzen zu schmieden, kurz: aktiv und erfindungsreich mit ihrer nicht zu leugnenden Existenz umzugehen. Mir scheint es deshalb am lohnendsten neue Räume zu kreieren, die gar keine (gläserne) Decke haben. Räume, in denen der Himmel für uns Frauen offen steht!



Brigitte Maria Gruber – Geschäftsführerin Frauen: Fachakademie Schloss Mondsee

Meiner Meinung nach liegt der Grund fürs Nichtweiterkommen sehr häufig im fehlenden Selbstwert der Frau. Männer agieren kühner. So bewerben sich Männer bereits auf ein Inserat, wenn sie 50 Prozent der geforderten Qualifikationen mitbringen. Frauen hingegen erst bei 80 Prozent. Da können wir uns noch einiges von den Männern abschauen. In Zukunft wird die „gläserne Decke“ durchlässiger werden. Durch die Alterspyramide werden Frauen mehr und mehr in die Chefetagen aufsteigen; einfach weil es ohne Frauen gar nicht mehr geht.

Im gläsernen Brüter

Glas, wohin das Auge schaut: Die moderne Architektur will vor allem in Bürogebäuden nicht mehr ohne auskommen. Doch Hitze und Transparenz machen vielen zu schaffen.



Es ist sieben Uhr morgens. Das Thermometer zeigt 20 Grad. Keine einzige Wolke ist am Himmel über Salzburg zu sehen. Dafür auf der Straße weiße und braungebrannte, rasierte und haarige, dünne und dickere Beine. Diejenigen, die in das zwölfstöckige Hochhaus eilen, würden wegen ihres hitzigen Arbeitsplatzes wohl gerne ebenso viel Bein zeigen. Doch für sie gibt es einen Dresscode: lange Röcke und Hosen.

Vor sechs Jahren eröffnete die Salzburger Gebietskrankenkasse (GKK) nahe dem Hauptbahnhof ihre neue Zentrale: 30.000 Tonnen Beton, 2500 Kilometer Kabel – und 6000 Quadratmeter Glas. Es ist ein Tribut an das 21. Jahrhundert. „Glasbauten werden mit modern und zukunftsorientiert gleichgesetzt. Glas ist sozusagen der letzte Schrei“, sagt Ursula Spannberger. Sie arbeitet seit 23 Jahren als Architektin und ist Gründungsmitglied der Salzburger „Initiative Architektur“. In früheren Zeiten waren große Glasflächen nur in Palästen, Schlössern und Kirchen zu finden. Doch wo heute viel Licht, da ist – zum Glück – auch Schatten: „Im Sommer schützt uns eine Außenjalousie vor der Sonne“, erzählt ein Mitarbeiter, der anonym bleiben möchte. Er arbeitet im achten Stock des GKK-Gebäudes. Wenn das Außenthermometer an der 30-Grad-Marke kratzt, sitzt er mit 7/8-Hose vor seinem Computer – und trinkt Wasser. Literweise.

von Monika Schachner und Martin Schreiner

Dass es hinter den Glasfronten zu heiß und zu hell werden kann, ist der Baubranche bewusst: Vor zwei Jahren stellte die deutsche Fraunhofer-Gesellschaft einen Glastyp vor, der wie ein Sandwich aufgebaut ist; zwischen beiden Scheiben befindet sich eine Harzfolie. Erhitzt sie sich auf 40 Grad oder mehr, verändert sie ihre Struktur und streut das einfallende Licht: die Gläser dimmen sich von selbst. Zwischen 30 und 50 Prozent der Sonnenenergie bleiben vor dem Fenster. Bei Normalglas beträgt dieser Anteil nur zehn bis 17 Prozent.

Im GKK-Gebäude gibt es eine Betontemperierung: wassergefüllte Schläuche in der Decke kühlen im Sommer und heizen im Winter. Die Mitarbeiter können die Temperatur allerdings nicht selbst regulieren. Der GKK-Angestellte nimmt's gelassen: „Jeder von uns hat ein anderes Kälte- bzw. Wärmegefühl. Es wäre auch mit einer Klimaanlage schwierig, einen gemeinsamen Nenner zu finden.“ Architektin Spannberger nennt einen weiteren Nachteil des transparenten Baustoffs: Er sei für Seminarräume nur bedingt geeignet, denn Glas sei „schallhart“ – somit abträglich für die Raumakustik.

Für Häuslbauer stellt sich die Frage nach dem gläsernen Eigenheim ohnehin selten. Denn die Kosten sind ein großes Hindernis. Glas ist bis zu fünf Mal teurer als Ziegel. Expertin Spann-

berger: „Das lohnt sich nur, wenn Glas die zweite Hülle ist, dazwischen eine Luftschicht, die im Winter dämmt und im Sommer kühlt. Reine Glasfassaden dienen vor allem der Show.“ Auch dem Argument, Glasflächen seien leichter zu reinigen als Putz- oder Steinfassaden, kann sie nichts abgewinnen: „Sie gehören regelmäßig gereinigt. In Summe kommt das teurer als das selten erforderliche Renovieren einer herkömmlichen Fassade.“

Grenzen werden nicht geachtet

Licht und Schatten gibt es auch im Unipark Nonntal: Das 2012 eröffnete Gebäude gehört der Bundesimmobilien-gesellschaft BIG. Sie lobt auf ihrer Homepage die „umfassende Transparenz außen wie innen – ermöglicht durch das dominierende Element Glas“. Und weiter heißt es: „Reichlich Tageslicht und viele Einblicke in die Hörsäle und Büros bedeuten ein ganz neues Raumgefühl für Lehrende wie Studierende.“

Ein Angehöriger des akademischen Mittelbaus, der ebenfalls nicht genannt werden will, sieht das Konzept kritisch: „Ich finde das Haus vom ästhetischen Standpunkt her schön. Die Ablenkung aufgrund der gläsernen Bürowände ist aber zu groß.“ Auch außerhalb der Sprechstunden klopfen Studierende nachdrücklich an die Glaswand, wenn sie ihn im Büro sitzen sehen. Er habe hier das Gefühl, dass das Verhalten mancher Kollegen und Studierender der architektonischen Struktur folge, nämlich dass Grenzen nicht mehr geachtet würden. Der Uni-Mitarbeiter vermisst auch Rückzugsmöglichkeiten.

Einige positive Aspekte kann sein Kollege, Senior-Lektor Andreas Paschon, der Glasarchitektur abgewinnen: „Das Gebäude ist sehr hell und wegen der Glaswände sind die Gangflächen schmaler und die Büros größer. Von außen sehe ich gleich, ob ein Raum besetzt ist – für mich ist es manchmal interessant zu sehen, welches Thema die Kollegen gerade behandeln.“ Auch sei die Idee gut, vom sprichwörtlichen Elfenbeinturm wegzukommen und die Uni offen und transparent zu gestalten. Auch Architektin Spannberger kann gläsernen Fußböden, Treppen oder Wänden etwas abgewinnen: „Das kann sehr reizvoll sein und spannende Blickbeziehungen eröffnen.“ Vorher müsse jedoch mit den Bewohnern oder Mitarbeitern geklärt werden, ob sie sich damit auch wohlfühlen. Als Glas-Gegnerin will sie sich jedenfalls nicht bezeichnen: „Für mich sind Mischformen optimal. Derzeit wird zu viel Glas zu wahllos verbaut.“ Übrigens, das Büro von Ursula Spannberger befindet sich in einem Gründerhaus aus dem 19. Jahrhundert – ohne Glasfassade.

► Audio-Slideshow: Architekten bewerten Glasbauten



Das GKK-Gebäude in Salzburg fällt durch große Glasfronten auf.



GLOSSE

Nackte Tatsache

Nicht nur unsere Bankkonten, Freundeskreise oder Freizeitbeschäftigungen werden immer öffentlicher. Auch die großen Modehäuser aus Paris, Mailand und New York lassen sich von dem neuen Transparenz-Overkill inspirieren und verzichten immer mehr auf den Vorzug von blickdichter Kleidung. Statt Wolle und Jeans-Stoffen greifen internationale Labels wie Calvin Klein, Stella McCartney oder Jil Sander plötzlich zu hauchdünnem Nippelblitzer-Organza oder zu fast nicht mehr sichtbaren Seidenstoffen.

von Cecilia Leitinger

Aber warum auch nicht? Zumindest erspart uns der Super-Sommer-Trend gigantische Übergepäck-Rechnungen von Ryanair – wiegen doch transparente Viskose-Kleidchen bekanntlich weniger als klassisch gewebtes „Baumwoll-Gepäck.“ Auch die kilometerlangen Schlangen vor den Metall- und Flüssigkeits-Scannern auf dem Airport werden sich dank unseres neuen Lieblings-Modetrends in Luft auflösen. Jegliche an den Körper geschnallte Schusswaffen oder Flüssigbomben können durch die neuen aus durchsichtigem Plastik gefertigten Mäntel und Blazer nun schon beim Check-in vom bemühten Bodenpersonal entdeckt werden.

Aber nicht nur harter Munition im herkömmlichen Sinn wird der Kampf angesagt. Der nagelneue Mode-Knüller vermeidet auch unangenehme Überraschungen wie weibliche Figurschummler durch bauschende Taschentücher oder Tennissocken im Büstenhalter.

Eine superpraktische Erfindung für Taschendiebe sind auch die neuen Plexiglas-Bag-Designs. Da weiß man gleich, ob sich die langen Finger wirklich lohnen. Also am besten weg vom neuen iPhone und zurück zum altbewährten Nokia 3310 – das vermeidet gierige Blicke.

Übrigens, auch langwierige Flirtgespräche haben jetzt ein Ende. Blitz aus dem durchsichtigen Abendtäschchen ein schimmerndes Kondom, weiß man gleich, die nette Dame ist interessiert. Bei Inhalten wie Tampons oder Eheringen sollte man besser die Finger davon lassen – das wird ein Schuss ins Leere.

Wer jetzt denkt, der trendy Transparenz-Look öffne nur einem selbst alle Türen, irrt. Denn keine Sorge: Auch wenn ein cleanes, durchsichtiges Top aus PVC gefertigt ist, bringt man beim Kauf des Kleidungsstücks dennoch tausende Euro in den Geldverkehr und kurbelt so glänzend die Wirtschaft an. Und wie wir alle wissen: Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut.

► Video:
Mode, die nackt macht



Fotos: Kolarik

Der streifenfreie Blick in die Welt

Um die Schmetterlinge flattern zu sehen, ist es an der Zeit, den Blütenstaub von den Fenstern zu waschen. Wie putzt man Fenster richtig? Tipps von den Absolventen.

Meine Oma hat es mindestens einmal monatlich getan, meine Mama einmal im Vierteljahr und ich mach's zweimal jährlich. Fenster putzen gehört definitiv nicht zu meinen Lieblingsaufgaben, dann lieber noch Unkraut jäten.

von Katrin Fleischmann

Unvorstellbar, dass es Menschen gibt, die tagaus, tagein das Glas polieren. Gerade bei der Hausarbeit gibt es oft Tipps, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Ein paar davon haben auch die Kolleg-Teilnehmer auf Lager.

Cecilia Leitinger

Zuerst feuchte ich die Fensterscheibe mit einem Schwamm an – damit der grobe Schmutz weggeht. Anschließend putze ich mit Fensterputzmittel auf Zeitungspapier und poliere das Fenster mit trockenem Zeitungspapier nach.

Elisabeth Gerstendorfer

Ich habe großen Respekt vor der

Höhe. Wenn ich putze, dann nur bei maximal geöffnetem Fenster und maximaler Entfernung zum Fensterbrett. Zum Putzen nehme ich Essigwasser und ein Microfaser-tuch, das ist günstig und gut für die Umwelt. So werden die Scheiben schön streifenfrei.

Sandra Döttlinger

Ein Spritzer Spiritus im Wasser verhindert Streifen. Wichtig ist außerdem, nicht bei Sonnenschein zu putzen, sondern immer im Schatten. Bei Sonnenschein sieht man sonst immer die Streifen.

Erwin Gartler

Ich habe zwar nur eine Wohnung, aber trotzdem große Fensterflächen. Ich habe letzten Herbst einen Fensterputzroboter getestet. Der ist mit zwei großen Bürsten ausgestattet. Vor dem Putzen musste ich den Roboter an das Fenster kleben, geputzt hat er dann allein. Das Fazit: Laut im Betrieb, etwas mühsam im Handling und nicht ganz schlieffenfrei. Lieber die gute alte Zeitung



Cecilia putzt Fenster mit Zeitungspapier.

Foto: Kaltenböck

und klassischer Fensterreiniger.

Birgit Kaltenböck

Ich lasse putzen. Mein Lebensgefährtin putzt bei uns die Fenster,

da ich das überhaupt nicht mag. Falls ich es doch mal machen muss, dann mit viel lauwarmem Wasser und wenig Glasputzmittel. Wich-

tig ist das Trocknen mit Zeitungspapier – ansonsten mit einfacher Küchenrolle.

Verena Hofer

Ich arbeite nur mit biologischem Putzmittel ohne ätzende Säure. Das Mittel kaufe ich bei einer Firma in Deutschland. Der Duft ist echt erfrischend und er bleibt auch einige Tage.

Nermin Ismail

Es geht viel einfacher: Küchenrolle und Frosch-Spray.

Zeitungspapier, Küchenrolle oder ein einfacher Abzieher. Was sind die Tricks der Profis? Katrin Fleischmann hat eine Gebäudereinigungsfirma aus Putzbrunn bei der Arbeit gefilmt.

► Video:
Profis beim Putzen

